

(Nachdruck verboten.)

171

## Die Fanzare.

Roman von Frik Mauthner.

Der Abschied war kurz und leicht. Bode wollte recht vergnügt erscheinen, um das gute Weib um so sicherer zu foppen. Käthe zwang ihre Thränen nieder, um ihrem Manne die Freude nicht zu trüben; und so setzte es bloß im letzten Augenblick einige Thränen, als der Redacteur von der Droschke aus eine Kuffhand nach der kleinen Barade warf und Käthe, die hilflos in der Thür stehen geblieben war, über sich aus der Fabrik Düsselhofs ein lautes, ernstes, von Alt und Das gerufenes „Auf frohes Wiedersehen!“ vernahm.

Bode hatte seine Käthe den beiden Malerinnen, dem alten Fräulein Betty und der schönen Johanna, aufs angelegentlichste empfohlen, ihnen seinen Plan anvertraut und ihnen — sowie schon früher allen Herren der Redaktion — das Versprechen abgenommen, daß sie die arme Frau über den wirklichen Aufenthalt ihres armen Gatten nicht aufklärten.

Nun gab er dem Kutscher, der erstlich nach dem Bahnhof fahren wollte, Gegenbefehl und ließ vor dem Hause des Professors halten. Mit diesem hatte er die Hauptsache zu verabreden. Der gefällige Mann sollte unter einer bestimmten Adresse Käthes Briefe in Empfang nehmen und sie an Bode nach Blökensee zurück befördern; ebenso sollte er Bodes Briefe, die der Redacteur mit allem Fleiß so einzurichten gedachte, als schiebe er sie aus dem Süden, mit italienischen Marken versehen, und wo er gerade war, zur Post geben. Kopfschüttelnd erklärte sich der Professor zu allem bereit, und der arme Bode konnte seine Fahrt nach dem Gefängnis fortsetzen.

Schon in der nächsten Nummer der „Fanzare“ erschien nun der erste ästhetische Beitrag des Herrn Pankus, seine Planderei über die Eröffnung der Winterausstellung.

Die Sprache dieser Arbeit erregte einige Heiterkeit unter den neuen Kollegen des Verfassers; vielen Lesern gefiel sie dennoch, weil Pankus mit unschuldiger Unverschämtheit allerlei Geheimnisse jeder Malerwerkstatt ansplauderte. Der alte Kritiker hatte an dem Tage der Eröffnung im Gespräch eine Menge Geschichten zum besten gegeben, die man nicht niederschreibt; Pankus schrieb sie nieder.

In der gemischtesten Gesellschaft, welche die Fanzare hielt und las, wurde besonders die Stelle über Düsselhofs Bild beachtet:

„Die Perle der Ausstellung war am ersten Tage „die Sehnsucht“ unfres Düsselhof; sie wird die Sehnsucht von Berlin werden, denn Berlin bedeuten Thränen, ich meine die Thränen der Millionen, welche hinkommen und das Bild nicht mehr an seinem Platze finden werden. Das Bild war dieser ganzen Millionen wert und ist doch gleich am ersten Tage für sechstausendundfünfhundert Mark — ja, das ist eine Geschichte, die wir unsre Lesern nicht erzählen dürfen. Die Sensation der „Sehnsucht“ beruhte weniger auf den tiefen Linten des Fleisches und der pastosen Behandlung des Korsetts als auf dem Geheimnisse des Modells. Man munkelt von einer armen Schönheit von Adel, deren reiche Verwandte das Porträt ihrer schönsten Namensgenossin so schnell sequestriert haben. Trotzdem wird jeder Berliner und jeder Fremde die Winterausstellung besuchen müssen, denn Düsselhofs „Sehnsucht“ war dort nur die Perle, der eigentliche Diamant der ganzen brillanten Ausstellung ist“ — und so weiter.

Niemand las dieses Zeug mit größerem Vergnügen als der Verleger Mettmann. Er fühlte recht, was es heißt, eine verliebte Frau zur Verbündeten zu haben. Er war sich doch bewußt, einen Schlag gegen seine Gegner unerbittlich zu führen. Wie er eben jetzt den widerpenstigen Doktor Bode ins Gefängnis gebracht hatte, nur um ihn für sein Blatt nützlich zu machen, das war eine ganz achtbare Diplomatenleistung; aber wie grob war sein Spiel gegen den Meisterzug, mit welchem die Witwe Piterjen das adlige Fräulein für immer aus Richards Vorstellung gerissen hatte. Sie hatte es sich selbst zu Gefallen gethan, das wußte Mettmann ganz wohl. Aber ihm war es eben recht, wenn diese Frau

siegte, und mit den jugendlichen Leiden seines Sohns hatte er kein Mitleid.

Die Beurteilung des Doctor Bode erwies sich in ungeahnter Weise als ein Glücksfall für das Blatt. Nicht nur, daß der Gefangene jetzt zwei bis dreimal wöchentlich seinen vortrefflichen Leitartikel schrieb, nicht nur, daß dem Einflusse des Herrn Pankus kein Widerspruch mehr entgegenstand, wichtiger war es, daß die Ehrenhaftigkeit des Doctor Bode und die verblüffende Härte seiner Strafe die Teilnahme aller Journalisten erweckten. In den besseren und besten Blättern wurde der Fall Bode vielfach besprochen und dabei die Zeitung „Fanzare“ zum erstenmal ohne Mißachtung erwähnt.

Auch in den geschäftlichen Ziffern wurde dieser Erfolg fühlbar. Zwar die Abonnentenzahl nahm nur in ganz unmerklicher Weise zu, aber schon die leise Besserung der öffentlichen Meinung war die Grundlage für einen größeren Gewinn. Die Inserenten näherten sich freiwillig dem Blatte, das ihnen bisher schamlos und rücksichtslos nachgelaufen war.

Bisher war das Haffner-Bier mit seinen seitengroßen Inseraten die alleinige Stärke des Blattes gewesen. Und Mettmann wußte, wie gefährlich diese Verbindung war. Zum Dank für die großen Summen wurde das Bier täglich in der Fanzare empfohlen; es wurde im lokalen Teil ernsthaft, im Feuilleton lustig angepriesen. Und sogar in manchem volkswirtschaftlichen Leitartikel tauchte plötzlich der Bekanntheit des Haffner-Biers als Beweisstück für den Schreiber auf, wenn nicht gar angeblich der Reichskanzler selbst das Bier trinken mußte. Die Lächerlichkeit, unter deren Gefahren die Fanzare begonnen hatte, stammte von den Haffnerischen Inseraten.

Und nun, seitdem Doktor Bode in Blökensee saß, kamen die Aufträge langsam von selber, ohne daß Mettmann darum verdeckte Drohungen auszuüben und selber das Gefängnis zu streifen brauchte. Freilich waren es vorerst gerade die zweideutigen Kunstinstitute, die gefährdeten Banken und die schwindelhaften Kaufhandlungen, welche sich um die Freundschaft des aufstrebenden Blattes bewarben, aber Herr Mettmann wußte diese Kunden besonders zu schätzen.

Mit einem entschlossenen Rud versuchte er diese Strömung auszubreiten; und in Reklamen machte er das in Reklamen erworbene Geld wieder flüssig. Kein Berliner konnte mehr aufblicken, ohne in großen Lettern zu lesen, daß die „Fanzare“ die pikanteste und gediegenste Lektüre von Hoch und Nieder sei. Auf den Anschlagssäulen war es aufgeklebt, in die Fensterscheiben der Pferdebahnen war es eingebraunt, auf den Theaterzetteln war es aufgedruckt, an allen Straßenecken wurde es verteilt, um Mitternacht wurde es in Extrablättern ausgehrieben, auf den Höfen wurde es in den neuesten Gassenhauern gejunget, in den Boffen wurde es in einen Stalauer eingewickelt und in den Listen stand es auf bunten Gasballons zu lesen: „Die „Fanzare“ ist die pikanteste und gediegenste Lektüre für Hoch und Nieder.“

Mettmann durfte lachen. Er lachte um so vergnügter, als er seine wachsende Macht jetzt für seinen einzigen Sohn geltend machen konnte.

Richard hatte sich's zwar ernstlich verboten, im Blatte seines Vaters zu einem falschen Ruhme emporgehoben zu werden, aber er konnte nichts dagegen haben, wenn die unabhängigen Zeitungen seine Oper jetzt freundlich ankündigten. Der Komponist, der mit der Orchestrierung seines Werkes beinahe zu Ende war und nun öfter Zeit fand, Leontine aufzusuchen, — wenn er auch sonst noch immer für niemand zu sprechen war, — freute sich ehrlich über solche Zeitungsnotizen, die er ab und zu bei seiner schönen Freundin liegen fand. Er wußte nicht, daß sein eigener Vater sie täglich in allen Blättern suchte und selbst zu Frau Piterjen besorgte; er sah nur die Neigung der herrlichen Frau auch in dieser Aufmerksamkeit. Und nicht nur seiner Eitelkeit wurde geschmeichelt, wenn er seinen Namen in Verbindung mit den großen künstlerischen Fierden der Sommeroper genannt sah. Es war ja auch der Name seines Vaters, und auch dieser wurde jetzt oft ganz achtungsvoll genannt.

Richard hatte sich ohne Zweifel durch den cynischen Bode in eine gefährliche Stimmung hineinschlagen lassen. Sein Vater war ein Geschäftsmann wie ein anderer, und die Menschen waren alle so gut. Wenn ihm dieser Bode und wenn ihm

Johanna im Leben nicht begegnet wären, er hätte in seiner rühmlichen Arbeit ganz glücklich sein können.

Sein Vater selbst glaubte anfangs, die plötzliche Feindschaft der Zeitungen gegen Richard sei ehrlich, wenigstens was er ehrlich nannte. Man wolle dem Besitzer der großen und der kleinen „Zanfare“ ein erhöhtes Ansehen zugeteilt und lobe den unbescholteneren Sohn, weil niemand sich mit dem Vater einlassen mochte: und das wäre dem Alten ganz recht gewesen.

Aber wie höhnisch zuckte es unter dem Schnurrbart, als er allmählich merkte, daß auch jedes Lob seines Sohnes bezahlt, mit Insuperaten bezahlt war. Vielleicht merkten die alten vornehmen Blätter selbst nicht, daß sie bestochen wurden, vielleicht übersehen sie den verwickelten Zusammenhang nicht so wie er. Doch Mettmann erkannte endlich klar, wie das Haffner-Bier und ähnliche Großinserenten, die seine Zeitung unterhielten, auch für seinen Sohn wirkten.

Disselhof z. B. hatte von den Gründern des neuen Opernhauses die Bestellungen für den Vorhang und einige Dekorationen angenommen. Er ließ sie unter seiner Aufsicht in einer Scheune am Kurfürstendammlen malen, die er in Hoffnung auf eine Preissteigerung des Bodens gekauft hatte. Disselhof gab auch ganz erkleckliche Insuperatenaufträge. Mit großen Lettern wurde das Häuschen in der Großgörschenstraße und die Scheune selbst wochenlang angekündigt als Baupläze, welche die Wohlthaten der Residenz mit den Reizen des Landlebens verbinden konnten. Und in zahlreichen Notizen tauchte plötzlich die entlegene Großgörschenstraße wie ein neuentdecktes Eldorado auf.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Liebhäberkunst.

Von Friedrich Müller.

Das moderne naturwissenschaftliche Denken hat es immer mehr dazu gebracht, Anlagen und Vorgänge im einzelnen Lebewesen und in einer Gesamtheit von solchen daraufhin zu betrachten, wie weit sie zur Erhaltung des Lebens des einzelnen Wesens und seiner Gattung beitragen, kurz also, sie nach ihrem „biologischen Wert“ zu beurteilen. So sind als „Schutzvorrichtungen“ zahlreiche Teile und Eigentümlichkeiten und Tätigkeitsweisen des lebenden Körpers eingerichtet, ohne die er den niedrigen Einflüssen von außen nicht stand halten würde; man denke etwa an die Festigkeit der das Gehirn umgebenden Schädelknochen oder an die Zusammenziehung der Pupille des Auges bei gesteigertem Einfall von Licht. Nun ist man forschend weiter gegangen und hat auch dem Spielen der Tiere und Menschen eine solche „biologische“ Bedeutung zugeschrieben: es läßt die Kräfte des Lebewesens sich in einer angemessenen und gefahrlosen Weise betätigen und üben und erzieht sie derart zur Fertigkeit für die ernstlichen Kämpfe des Lebens. Insbesondere geben den menschlichen Kindern ihre Spiele eine Eignung für den künftigen Ernst der Arbeit des erwachsenen Menschen; und eine Behandlung des Kindes, die diesem nicht auch hier giebt, was ihm gebührt, hemmt sein Heranreifen zur Arbeit im Kampf ums Dasein. Allein auch später, wenn diese Arbeit ebenso das erste geworden ist, wie vordem die Kinderspiele das erste waren, erzwingt sich die Natur eine Ergänzung zu dieser Arbeit und treibt nun auch den Erwachsenen zu einer Betätigung seiner, von der ersten Arbeit nicht aufgebrauchten Kräfte. Und das für den reifen Menschen vornehmste und ihm als Einzelfernem wie seiner Gattung lebensfördernde Spiel unter allen ist wohl die Kunst.

Sie selber gehört ebenso zum Gesamtleben des Menschen und der Menschheit, wie Verlehr und Lebensnahrung, Erkenntnis und Naturbeherrschung und noch andre Betätigungen zu ihm gehören. Ein vollkommenes Menschentum bedarf alles dessen. Scheinbar freilich ist einiges davon mementbehrlich, andres nur eine wünschenswerte Erweiterung; und gerade die Kunst scheint am meisten eine solche und ein sogenannter „Luxus“ zu sein. Eine jede derartige Auffassung, welche Betätigung auch immer sie betreffen mag, ist ein Unrecht und führt zu einem Ausfall an der vollen Entfaltung des Menschentums, sozusagen zu einer „biologischen Verkümmernng“. Für kaum ein Gebiet gilt dies scheinbar so wenig und thatsächlich doch so sehr wie für das der Kunst; kann auf einem Gebiet rächt sich das Brachliegen der menschlichen Kräfte so sehr wie auf dem der Phantasie, des Gestaltungstriebs, des Geschmacks, hauptsächlich also des Kunstlebens. Dies ist ein Punkt, der bei allen gesellschaftlichen und politischen Debatten über die Rechte der Kunst weit mehr betont werden sollte, als es gemeinlich geschieht.

Nun kann nicht der einzelne Mensch alle jene Tätigkeiten ausüben, wie sie gemeinsam erst ein volles Menschentum verbürgen. Vieheer teile n sich ja bekanntlich die Menschen in die Gesamtheit ihrer Tätigkeiten auf eine Weise, die mit der fortschreitenden Kultur immer feinere Spaltungen zeigt. Allein je enger dadurch die Tätigkeit wird, die der Einzelne als seinen Hauptanteil an der gemeinsamen Tätigkeit aller Menschen betreibt, desto größer wird die der

Arbeitsteilung unter allen Umständen folgende Gefahr, daß für ihn und schließlich für die Gesamtheit jene „biologische Verkümmernng“ eintrete, und das mehr oder minder klare Gefühl von dieser Verkümmernngsgefahr liegt auch den Bestrebungen der social ungünstiger gestellten Klassen zu Grunde und sollte noch viel schärfer als bisher belannt und zu einem Motiv des Kampfs erhoben werden. Es ist ein schweres Unrecht, jemand des Lebens Notdurft zu entziehen; allein es ist ein um so schwereres Unrecht, ihm die sogenannte Verschönerung des Lebens zu entziehen, als diese meist so gering geachtet wird. Sie besteht aber nicht bloß aus Spaziergängen, hübschen Kleidern und ornamentierten Defen, sondern aus allem, was aus künstlerischer Hand kommt, was Betätigung von Phantasie und Gestaltungstrieb und was Gelegenheit zur Befriedigung, Kräftigung und Verfeinerung des Geschmacks am Schönen ist. Sie besteht nicht bloß aus Erhabenem und Weihevollen, sondern auch aus Amütigen, Humorvollem, Satirischen, Schalkhaften, Ulligem usw. Und sie besteht endlich nicht bloß in dem Genießen von Kunst, sondern auch im eignen Mitschaffen.

Wer nun irgend eine menschliche Betätigungsart nicht in der Weise zu der Hauptarbeit seines Lebens macht, wie wir es mit dem Ausdruck „Beruf“ bezeichnen, sondern vielmehr so, daß er sie als eine Ergänzung seines Lebens, als eine Betätigung seiner durch jenen Beruf noch unbefriedigten Kräfte und zwar auf Grund einer Freude an seiner Beziehung zu der Sache betreibt, von dem sagen wir, er huldige einer „Liebhäberei“, er sei ein „Liebhäber“ dieser Sache oder ein „Dilettant“ im guten, nicht im tadelnden Sinn. Für seine menschliche Betätigung aber dürfte dieses eigentümliche Verhalten so sehr in Betracht kommen wie für die Kunst.

Unter allen Künsten ist es nun, wie jedwänniglich weiß und leider so häufig zu fühlen bekommt, vor allem die Musik, die zum Gegenstand der Liebhäberei gemacht wird. Hier spielt der „Dilettantismus“ im Sinn des Liebhabertums (allerdings leider auch der Dilettantismus im schlimmen Sinn) eine so große Rolle, daß seine Geschichte von der Geschichte dieser Kunst selber gar nicht zu trennen ist, und daß er geradezu ein materieller und geistiger Nährboden für die Tonkünstler von Beruf ist. So war jedoch in die Gesamtheit der Künste durch diese Musikliebhaberei eine schwere Anfechtung zu Gunsten der Tonkunst und insbesondere zu Ungunsten der bildenden Künste hineingeraten und abermals die Gefahr einer teilweisen „biologischen Verkümmernng“ hervorgerufen. Dies hat nun schließlich zu einer Gegenströmung gebrängt, die als eine der eigenartigsten Erscheinungen unseres modernsten Lebens seit ein bis zwei Jahrzehnten immer weitere Gebiete durchflutet, und deren Inhalt kurz als „Liebhäberkünste“ oder „Liebhäberkunst“ oder als „Amateurlkunst“ oder als „Dilettantismus“ im engeren guten Sinn bezeichnet wird. Alles Dazugehörige ist sehr verschiedentlich gruppiert; aber doch treten zwei Mittelpunkte besonders auffallend hervor, um die sich zahlreiche Kräfte sammeln, und die hievon wiederum ganz unabhängig sind. Der eine ist der Direktor der „Kunsthalle“ in Hamburg, Alfred Lichtwark, der andre ist die Zeitschrift „Liebhäberkünste“ in München.

Lichtwark ist jedenfalls der entscheidendste Vertreter des Ruhens einer breiten Beschäftigung von Liebhabern mit den bildenden Künsten sowohl für das Gedeihen dieser selbst als auch für die geistige Hebung des gesamten Volks. Es würde sich innerlich verlohnen, durch Aufzählung von Einzelheiten aus der „Lichtwark-Bewegung“, insbesondere von Schriften ihres Führers, die ganze Sache näher auseinanderzusetzen und sie gegenüber ihren zahlreichen und bestigen Bekämpfungen abermals zu rechtfertigen. Hier mag es genügen, auf die hauptsächlichsten Umrisse hinzuweisen. Auf einem Boden, der zur Zeit nicht eben künstlerisch hervorragend war, jedoch alte, fast verschollene und des Hervorziehens wertere Kunsttraditionen besaß — in Hamburg also übernahm Lichtwark 1886 die Direktion der dortigen Kunsthalle und reorganisierte sie namentlich dadurch, daß er sie in eine lebendigere Beziehung zu diesem ihrem Boden setzte und vor allem zu einer Galerie für ältere Hamburger Meister machte und ihr dann auch eine Galerie von Gemälden Hamburgischer Stadt- und Umgebungs Schönheiten beigab. Nun aber kam ein zweites, er machte zahlreiche Bemühungen, um die ästhetische Bildung des Volks, genauer: den allgemeinen Kunstunterricht, zu heben und verwendete als Mittel dazu vor allem eigne Kunstübungen derer, die zur „Kunstempfindung“ (zum „Kunstgenuß“) und zum „Kunstverständnis“ — nicht etwa zur kunstgeschichtlichen Gelehrsamkeit erzo-gen werden sollen. Eine besonders günstige Gelegenheit dazu bot die ja schon seit längerem fast allenthalben heimische Liebhäberei des Photographierens, die „Amateur-Photographie“. Lichtwark zeigte, wie viel künstlerisches in diese scheinbar unkünstlerische Tätigkeit hineinzulegen sei, und förderte sie durch Schriften, Vereinsgründungen u. a., besonders aber, seit 1893, durch eigene Ausstellungen. Auf Grund ihrer Erfolge konnte er (in Mitteilungen an den Schreiber dieser Zeilen) sagen, es kommen, was die technische und künstlerische Kapazität der Amateure angeht, die Berufsphotographen gegen das Beste, was die Amateure leisten, nicht auf; und gegenüber dem naheliegenden Vorwurf des Uebertreibens ist es interessant zu erfahren, daß Lichtwark selber n a ch seinen selbständigen Anregungen die Auffassung der Amateur-Photographie in englischen Kunstkreisen kennen gelernt hat: „dort spricht man in so starken Tönen, daß das Lob, das ich den Bestrebungen gezoht, sehr zahm klingt.“ Neben diesem Gebiet wurden nun besonders manche kunstgewerbliche

Techniker wie die Lederornamentierung usw. als spezifisch landesübliche Künfte wiedererweckt und breiten Liebhaberkreisen in die Hand gegeben. Außerdem wurden Kinder zu Uebungen im Sehen und Verstehen (nicht aber im Beurteilen) von Kunstwerken herangezogen, und schließlich ging daraus 1896 eine Lehrervereinigung zur künstlerischen Bildung in der Schule hervor. — So hat sich aus all dem eine reiche und eigenartige Kunstpflege entwickelt, die auch jedenfalls der Absicht nach etwas Volkstümliches sein soll. Immerhin scheint es, daß diese ganze Bewegung in Wirklichkeit doch nicht so unbedingt vollständig geraten ist; ein Zug des Aparten, eine Vorherrschhaft der Interessen höherer Stände ist nicht leicht zu verkennen — sieht ja doch dem Führer der Bewegung, wie ein Berichterstatter sagt, „eine ganz eigenartig organisierte Elite der Bürgerschaft“ zur Seite. Auch das Recht oder Unrecht des „Dilettantismus“ und seine etwaigen Gefahren für die Kunst engeren Sinnes sind natürlich immer noch der Diskussion und Ablehnung ausgesetzt. Allein Lichtward weiß zu antworten: „Es läßt sich gewiß von Dilettantismus alles Böse sagen, das je gesagt ist. Aber damit ist nichts gewonnen. Ist er aus der Welt zu schaffen? Wäre es gut, ihn los zu sein? Wenn man diese Fragen nicht bejahen kann — und ich möchte den sehen, der dazu im Stande wäre — dann giebt es nur eins, ihn als vorhandene Kraft anzuerkennen und den Platz zu suchen, von wo aus er in dem Wirtschaftsleben der Nation förderlich wirkt. Diesen Platz suchen wir in Hamburg nicht theoretisch, sondern praktisch zu finden. Ob es uns gelingt, ist ungewiß, wie alles menschliche Thun. Aber ich hoffe es, und viele hoffen es mit mir und geben sich der Sache hin.“

Der andre von jenen zwei Mittelpunkten, die aus der Gesamtheit der Dilettantismus-Bewegung besonders auffallend hervortreten, ist die Zeitschrift „Liebhaberzettel“, Zeitschrift für häusliche Kunst“, die seit dem Jahre 1892 besteht. Sie ist das eigentliche Fachorgan für die Gesamtheit der unter diesem Namen gehenden Kunstfertigkeiten, von den Laubsäge-Arbeiten an bis zu der Fülle der immer neu in jenen Kreis eintretenden Techniken, mit besonderer Betonung dessen, was der häusliche Liebhaber-Arbeiter an Belehrung, an Vorlagen usw. braucht. Die Zeitschrift ist vorwiegend technisch gehalten, mit einem eifrigen Fragekasten und mit reichlichen Illustrationen, die Vorbilder, Dessins, Erläuterungen eigentümlicher Verfahren usw. enthalten, einschließlich einer Farbentafel, und mit besonderem Nachdruck auf freie Verwendung der Naturmotive aus der Pflanz- und Tierwelt; vielleicht ist sie sogar zu sehr auf die mehr materiellen Anleitungen eingeschränkt. Dahinter treten weitergehende Ausführungen über die künstlerischen Fragen dieses Gebiets ziemlich zurück; auch Historisches fehlt im allgemeinen so gut wie ganz. Seit 1897 ist der Zeitschrift ein Beiblatt angefügt, „Der Kunstliebhaber, Kunstgewerbliche Rundschau“, das diese Dinge wieder mehr begünstigt. Immerhin würde hier eine gleiche Reichlichkeit und Selbstständigkeit wie in jener hauptsächlichlichen Sparte, insbesondere ein weiteres Bevorzugen von Originalartikeln, willkommen sein.

Sehr rühmlich ist es, daß die Zeitschrift im übrigen die eigentlich didaktische Seite der Sache nicht ganz vergißt, wie es die Artikel „Preisgekrönte englische Schülerarbeiten“ und „Liebhaberjahren“ im 9der Jahrgang zeigen.

Doch könnte sich das Blatt ein Verdienst erwerben, wenn es diese Angelegenheit nicht nur stärker betonte, sondern auch in Zusammenhang brächte mit einer andern und ebenfalls immer stärker werdenden Bewegung: der „Kunstpädagogischen“, die das Unterrichts-wesen der Künfte überhaupt dem der nichtkünstlerischen Unterrichts-fächer gleichwertig machen und damit eine der gefährlichsten Lücken unseres Bildungswesens ausfüllen will. Indessen, je wertvoller eine im Fluß der Entwicklung stehende Bestrebung durchgeführt ist, desto leichter wird der daran interessierte Betrachter dazu hingerissen, mit all den Wünschen zu kommen, die sich ihm davor aufdrängen. So soll auch den in dieser Zeitschrift niedergelegten Bemühungen durch unsere kritischen Einschränkungen mehr ein Zeugnis ihrer Tüchtigkeit und Vornehmheit als eines ihrer Unvollkommenheit gegeben werden. Und jedenfalls kann all diesen von uns erwähnten Bestrebungen im ganzen die Anerkennung ihrer verheißungsvollen Wirkungskraft nicht versagt werden. —

## Kleines Heuiletton.

bl. Das feinste Haus. „Also das ist die Wohnung?“ Die alte Dame blieb stehen, auf das Treppengeländer gestützt, rang sie nach Atem: „Das sind aber schon mehr drei Treppen, nicht zwei.“ Auch die Wirtin schnappte nach Luft: „Ja, det macht, weil dett Hochparterre da is, aber sonst is es der zweite Stock, na, nu woll'n wir aber mal reinjehn.“

Sie nahm das schwere Schlüsselbund, suchte den passenden Schlüssel heraus und schloß auf: „Na, wenn Se nu mal näher treten wollen?“

Die alte Dame folgte ihr. Mit schlüchtigen Blick musterte sie den engen und dunklen Korridor und trat dann in die vorderen Räume: „Die Stuben sind aber furchbar klein.“

„Oh, meinen Se? Man kann aber 'ne ganze Menge einstellen, bei die Leute oben schlafen in die kleine sogar vier Personen, die große haben se vermietet.“

„So?“ Um den Mund der Mieterin glitt ein Lächeln. Dann feuzte sie leicht: „Ach ja, es ist allerdings schrecklich, wie man

sich heut einrichten muß. Ja, mein Sohn müßte hier auch in der Küche schlafen, eingewohnt ist aber alles furchtbar.“ — sie überflog noch einmal die beiden Räume: „Auf den Dielen ist ja gar keine Farbe mehr, die müßten doch entschieden gestrichen werden.“

„Jestrichen — ach Jott ja, gestrichen, oh mein Mann det mi machen läßt, det kann id nu nich mal sagen.“ Die Wirtin zuckte die Achseln, „det is auch man bloß jetzt so, weil allens so leer is. Wenn erst die Möbel ins Zimmer stehen und Gardinen ans Fenster sind, denn wird et ja 'n bißten duster, denn is det allens ja nich mehr so zu sehn.“

Die alte Dame trat zu der Wand: „Die Tapete sieht aber auch sehr schlecht aus; hier geht ja alles ab — ach und die großen Fettflecken hier an der Thür.“

„Na ja, da können wir ja 'n Stücklein rüber fleben, oder Se hängen 'n Bild rauf, denn is 't auch verdeckt.“ — die Wirtin trat näher, dann fing sie plötzlich an zu stöhnen: „Ja, Se können sich ja jar nich denken, wat vorn Kerzer wir gehabt haben mit die, mit de Vorichten mein' ich, die hier sevwohnt haben. Sone Gesellschaft, sah hier noch von 'n ersten Wirt her — schon drei Jahre, richtiges Arbeitervolk mit 'n Hausen Kinder. Id hab' mein'n Mann gleich gesagt, wie wir's Haus kauften, die müssen raus. Aber wat war denn zu machen! For'n Jahr hatten se noch Kontrakt und der Kerzer — nee der Kerzer! Zimmer hingen se ihre olle Kinderwäsche aus 't Küchenfenster. Is det nich 'n Skandal? Id mach mir mein Fenster hüßlich appetitlich mit junge Hühner und schönes jrünes Gemüse, und so'n Volk hängt de Kinderwäsche raus, und denn noch somme olle Lumpen, — Nee, nee —“ sie unterbrach ihren Redestrom und jappste wieder, dann fing sie von neuem an: „Na, jüdlischerweise wurde Juli die Frau krank um se konnten ihre Miete nich zahlen, da haben wir aber gleich gesagt: Nu aber raus — darum is nämlich auch die Wohnung jetzt leer, und —“

„Ich möchte mir noch die Küche ansehen.“ Die alte Dame wandte ihr den Rücken und ging nach den hinteren Räumen: „In der Küche wird wohl auch nichts gemacht, nein?“

Die Wirtin, welche ihr nachgegangen war, warf einen prüfenden Blick über die verräucherten Wände: „Hier? Ach hier is doch ja nichs zu machen, wenn det ordentlich abgestaubt wird —“

„Na ja und wenn dann Gardinen rankommen“... Die alte Dame lächelte wieder: „Was soll denn die Wohnung kosten?“

Die Wirtin raffelte mit den Schlüssel: „Kosten? Na — fünf-hundert Mark.“

„Fünfhundert Mark? Die zwei Stuben, fünfhundert Mark?“

„Ja, dett kost' se.“

„Wo alles so eingewohnt ist, und dann wollen Sie nicht einmal etwas machen lassen?“

Die Wirtin verzog das Gesicht: „Ja, wenn se Ihnen nich paßt, denn brauchen Se se ja nich zu nehmen. Id wer meine Wohnungen doch los, det könn'n Se mir man klauen, mir lösen se fast 's Haus ein, — und wo's noch zwei Stuben sind, die nehmen de Leute unbejehen, da sind se froh, wenn se se überhaupt man bloß kriegen.“

Die alte Dame stand noch immer starr: „Fünfhundert Mark!“

Die Wirtin warf den Kopf zurück: „Nee, es is ja auch vornheraus und id hätte ja schon lange davor vermieten können, id nehm' aber nich allen und jeden, seh'n se. Nee, id seh' mir neine Leute an, det hab id meinem Mann gleich gesagt, als wir vorchten Oktober looffen, Otto, hab id gesagt, unser Haus muß dett feinste in de ganze Straße sein, wer uns nich paßt, den schmeißen wir raus, und denn nehmen wir bloß seine Leute. So 'ne mit Kinder zum Beispiel — jehen Se, so 'ne nehmen wir überhaupt nich —“

## Sprachwissenschaft.

— Die Einführung einer neuen Rechtschreibung wird gegenwärtig, wie die „Köln. Volksztg.“ mitteilt, im Ministerium des Innern geplant. Das genannte Blatt schreibt dann: Daß in der That unsere Rechtschreibung große Mängel hat, erkennt jeder sofort, der sich den eigentlichen Zweck der Schrift vergegenwärtigt. Der Zweck der Schrift ist ja doch lediglich der, die einzelnen Laute des gesprochenen Worts so aufzuzeichnen, daß jeder, der die Zeichen kennt, im Stande ist, das geschriebene Wort richtig auszusprechen. In einer vollkommenen Rechtschreibung wird daher jeder Laut durch ein bestimmtes Zeichen (Buchstaben), aber auch nur durch ein Zeichen bezeichnet, und umgekehrt wird jeder Buchstabe stets auf dieselbe Weise ausgesprochen. Leider besitzt unsere Rechtschreibung diese Eigenschaften nicht. Denn zunächst giebt es eine ziemlich Anzahl von Lauten, die durch zwei, drei und noch mehr Buchstaben bezeichnet werden können. So wird beispielsweise der K-Laut durch k, t, ch, c, q, der F-Laut durch f, ff, ph, v, der X-Laut durch x, ks, ls, ds, gs bezeichnet usw. Umgekehrt werden mehrere Buchstaben auf verschiedene Weise ausgesprochen, z. B. das „ch“ auf dreifache, das „g“ sogar auf vierfache Weise. Höchst mangelhaft ist ferner die Art und Weise, wie in unserer Rechtschreibung die Länge und Kürze der Vokale bezeichnet wird. Jeder vernünftige Mensch sieht ein, daß es völlig genügender würde, wenn wir nur eine Bezeichnung der Vokallänge oder der Vokalkürze hätten. Würde beispielsweise nur die Vokalkürze durch irgend ein Mittel bezeichnet, so wäre doch jeder Vokal, der nicht durch jenes Mittel als kurz bezeichnet ist, sofort als lang erkenntlich. Niemand kennt z. B. den Grund der Regel, die erfordert, daß man das lange a in „Nat“ durch bloßes a, in „Saat“ durch zwei a, in „That“

durch Tha und in „Jahn“ durch ah, das lange e in „Geer“ durch zwei e, in „hehr“ durch eh, in „her“ durch e, in „Thee“ durch hee bezeichnet. Solcher Wörter, deren Schreibung sich das Kind rein gedächtnis mäßig einprägen muß, giebt es aber sehr viele. Am meisten wird die Erlernung unsrer Rechtschreibung erschwert durch den eigentümlichen Schriftgebrauch, einzelne Wörter mit einem großen Anfangsbuchstaben zu bezeichnen. Bekanntlich kann jede Wortart groß geschrieben werden, wenn nämlich das Wort „als Dingwort gebraucht ist“. Nun giebt es bei jeder Wortart eine Anzahl von Fällen, in denen das Wort als Dingwort gebraucht und daher groß zu schreiben ist. Solcher Fälle lassen sich beispielsweise beim Eigenschaftswort nicht weniger denn sieben aufzählen, die jeder, der richtig schreiben will, genau kennen muß. —

**Völkerrunde.**

— Japaner und Chinesen sind nicht zwei so nahe verwandte Völker, wie gewöhnlich angenommen wird. Der „Vossischen Zeitung“ wird hierzu geschrieben: Bisher galt und gilt der Krieg Japans mit China als eine Art Bruderkrieg. Von zwei feindlichen Völkern kann da jedoch ebensowenig die Rede sein, als wenn vom Kampf der Indogermanen und Semiten die Rede ist, oder von dem Verhältnis der Perser zu den Arabern. Nach ihrer Massenverwandtschaft zählen die Japaner mit den Chinesen ungefähr so zur großen turanischen Gemeinschaft, als Russen, Tscherkessen, Georgier, Armenier, Griechen, Juden, Fellachen und Beduinen zur laulassischen Rasse gerechnet werden, mit andern Worten, sie sind von einander ungeheuer verschieden und das sowohl nach körperlichen wie nach sprachlichen und Charaktermerkmalen. Professor Heinrich Winkler, der diese Verschiedenheit in seiner Abhandlung „Japaner und Altaier“ (Berlin, Dümmler, 1894) darstellt, faßt das Resultat seiner Forschungen in den Worten zusammen: „Am weitesten entfernen sich die Japaner von den extrem mongoloïden Türken und namentlich den Mongolen, und ihr körperlicher Habitus weist ihnen ihre Stelle neben der nördlichen altaischen Hauptgruppe an, welche nach meiner Ansicht als enger zusammengehörige Glieder die Finen, Samojeben, Tungusen umfaßt.“ „Etymologisch“, sagt der benannte Kenner der turanischen Sprachen, ist das Wurzelmaterial der japanischen und der altaischen Sprachen wesentlich dasselbe, auch die Wortbildung des Japanischen ist in allen wesentlichen Punkten dieselbe wie im Altaischen, oder vielmehr, sie kann fast überall als Prototyp der altaischen Sprachen gelten und zeigt wieder so rohe und einfache Formen auf der allen altaischen Sprachen gemeinsamen Grundlage, wie die andern altaischen Sprachen sie oft kaum noch leise durchschimmern lassen. . . . Grundsätzlich aber wäre es, das Japanische für die altaische Ursprache zu halten oder es das Protoaltaische zu nennen.“ Der Irrtum des Publikums, in den Japanern die nächsten Stammverwandten der Chinesen zu erblicken, rührt daher, daß die Japaner in der Schrift, Litteratur, Kunst, Tracht, Staats Einrichtungen und Religion seit einem Jahrtausend bei den Chinesen in die Schule gegangen sind, ungefähr so, wie die modernen europäischen Völker bei den Römern und Griechen. Aber wie kein andrer halbwegs Unterrichteter die Vasen oder die Finen oder die Magyaren für Arier halten wird, weil sie sich mit der arischen Kultur durchdrungen haben, ebenso wenig entspricht es der ethnologischen Sachlage, die Japaner für nahe Stammverwandte der Chinesen zu halten. Und ganz dasselbe, was von den Japanern, gilt auch von den Koreanern, sowie von allen ostasiatischen Völkern, die die Formen, zum Teil auch den Geist der chinesischen Kultur angenommen haben. —

**Aus dem Tierleben.**

— Der Turmsegler. H. Krohn schreibt in der Wochenschrift „Nerthus“: Den Schwärmen in mancher Hinsicht sehr ähnlich sind die Segler, von welchen im nördlichen Deutschland nur eine Art, der Turmsegler, vorkommt. Die Brutplätze dieses Vogels befinden sich stets an hochgelegenen Stellen, auf Häusern, Kirchtürmen oder andern Gebäuden, da der dem Erdboden völlig entfremdete Vogel sich eigentümlicherweise auch niemals auf Wännen niederläßt. Das Gezwirg scheint er um deswillen zu meiden, weil er kurze Schwänzen nicht gut ausführen kann und seine sehr langen Flügel hier stets behindert sein würden, die außerordentlich hurtigen Schwingungen zu machen. Nicht einmal die Stoffe für das Nest, welche die größere Menge aller Vögel überhaupt vom Boden aufzusammeln muß, hat er hier zu suchen nötig, obwohl er solche gern und reichlich verwendet. Er weiß sich zu helfen, denn er benützt die Nester von Sperlingen, Staaren und andern Vögeln, die er oft erst nach erbittertem Kampf gewinnt und dann mit einem dünnen Ueberzug seines zähen, später erhärtenden Speichels bekleidet. Alle Segler legen nur zwei, ganz ausnahmsweise auch wohl drei, sehr langgestreckte, reinweiße Eier, sind also von nur mäßig starker Fruchtbarkeit. Das Erbrüten der Eier wie die Aufzucht der Jungen muß sehr schnell geschehen, denn der Turmsegler, der wie in andern Sachen, so auch in seinem Verweilen bei uns ein ganz absonderliches Tier bleibt, erscheint mit großer Pünktlichkeit erst am 3. Mai im nördlichen Deutschland, um als erster aller Zugvögel im August, gewöhnlich gegen den 12. dieses Monats, wieder abzureisen. Sein Flug, der nur in größerer, bei klarem Wetter in ganz bedeutender Höhe geschieht, ist leicht und gewandt. Oft segelt der Vogel weite Strecken ohne Flügelschlag dahin, oft aber erfolgen

mitten im Segeln, gewöhnlich auch bei den Schwenkungen, schnelle, flatternde Flügelschläge, die anscheinend nicht beide Flügel zugleich ausführen, sondern mittels Wechselbewegungen der Flugwerkzeuge geschehen. Wie groß in den höheren Regionen der Insektenreichthum, den unser Auge nicht wahrzunehmen vermag, den wir daselbst auch kaum vermuten, sein muß und welcher Art er ist, darüber würden wir vom Turmsegler gern nähere Belehrung annehmen, da wir selbst sehr wenig darüber wissen. Der Vogel ist unangesehen auf der Jagd thätig und muß bei großem Kräfteverbrauch und dementsprechendem Appetit unendliche Mengen kleiner Lebewesen erhaschen, um sich zu ernähren. Ob er Mücken, Fliegen, Käfer oder einer andern Insektengattung hauptsächlich nachstellt, ob es Tiere sind, die durch Windstöße in die Höhe getrieben wurden, oder solche, die dauernd oder zu gewissen Zeiten wie er selbst in der Erdsferne zu leben lieben, darüber hat man abschließende Beobachtungen noch nicht zu machen vermocht. Das außerordentlich präzise Ankommen und Wiederabziehen des Turmseglers, sein Körperbau, sein Fernbleiben vom Erdboden, sein Meiden anderer Tiere und seine Artweise stempeln ihn zu einem Tiere selbständiger Art, seine Ernährungsweise bedeckt ihn mit geradezu mythischem Dunkel, er verdient daher reichliches Interesse und sorgfältigere Beobachtung, wodurch dann auch Aufklärung über das von ihm noch Wissenswerte allmählich folgen wird. —

**Humoristisches.**

— Die Hausfische. Schmierendirektor (in einem Dorfwirtschaftshaus): „Müller, seh'n Sie, daß Sie die Leiter dort bekommen, dann können wir morgen gleich „Romeo und Julie“ spielen!“ —  
 — Etzlan. Hausknecht (abends bei dem Verheirateten Dorfarzt): „Herr Doktor, Sie möchten schnell zum „Roten Ochsen“ kommen — die Wirtin ist in Ohnmacht a'fallen!“ Der Arzt geht an einen Wandschrank und nimmt mehrere Flaschen heraus, die er einstecken will. Hausknecht (leise): „Ach, Herr Doktor, lassen Sie das nur hier — so schlimm ist's gar nicht! . . . Es fehlt ja nur der dritte Mann zum St!“ —  
 — Im Jörn. . . . Der Schuster war auch wieder hier, Herr Baron!“ — „Na, wenn ich nächstens heirate, kriegt er sein Geld!“ — „Wissen Sie, gnä' Herr, das ist ein ganz unverdächtigter Kerl; wegen dem würde ich extra noch a' paar Jahr' warten mit dem Heiraten!“ — (Flieg. Bl.)

**Notizen.**

— Im Elsaß wird von kirchlicher Seite die Errichtung eines Denkmals für den verstorbenen französischen Bischof Freppel betrieben. Aus diesem Anlaß brachte kürzlich das dort weiterverbreitete Wochenblatt „Der Volksfreund“ einen Leitartikel, in dem es u. a. folgende Worte zu pfänden gab: „Bischof Freppel ist ein elsässer Patriot, er liebt sein Land, und er hat durch sein Talent und durch seinen Ruhm unsrem Heimatland Ehre gemacht. Und wir dürften ihm kein Denkmal errichten? Und es dürften da Leute kommen, die uns vor der Nase ein Denkmal aufrichten einem Goethe, der sich in Sefenheim einen sehr zweifelhaften Ruhm erworben hat, der bei uns übrigens kaum bekannt ist und der durch die meisten seiner Schriften das Gift der Irreligiosität ins Herz der Jugend hineinträgt!“ —  
 — Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“ bildet eine der nächsten Novitäten des „Théâtre Antoine“ in Paris. Uebersetzt hat das Werk unter dem Titel „Le voiturier Henschel“ Jean Thorel. —  
 — Die Spielzeit des Berliner Theaters wird am 1. September mit H. v. Kleists „Prinz Friedrich von Homburg“ eröffnet. —  
 — Im Neuen Deutschen Theater in Prag errangen „Das Glück“, ein Lommärchen von Dr. Theodor Kirchner, Musik von Indolph Frhrn. v. Prochazka, und „Vergißmeinnicht“, Lommärchen von Heinrich Regal und Otto Thieme, Musik von Richard Goldberger, einen Erfolg. —  
 — Im Karl Schulze-Theater in Hamburg hatte die Novität „Mann über Bord“, dramatische Episode in einem Akt von J. C. Saar, in guter Darstellung durch das Emanuel Reicher-Ensemble lebhaften Erfolg. —  
 — Das Berliner Theater wird als Novität ein sociales Drama „Der Rebell“ von H. Ganz zur Aufführung bringen. Das Stück schildert ungrische Zustände. —  
 — Es verlautet, daß Richard Wagners Erben die Aufführung der Wagnerschen Werke am kommenden Prinzregenten-Theater in München nur unter der Bedingung gestattet hätten, daß das Hoftheater künftig während der Wagnerschen Spielzeiten keine Wagneropern gebe. Da die Wagneropern für das Hoftheater von großer Bedeutung sind, darf man auf die Entwicklung der Angelegenheit gespannt sein. —  
 — Die Medaillenjury der Großen Berliner Kunstausstellung hat diesmal drei Künstler für die große goldene Medaille und fünf für die Kleine in Vorschlag gebracht. —